

KIRSTEN SCHÜTZHOFFER

*Die Tochter  
des Advokaten*

Roman

**Diana** Verlag

### *Das Buch*

Wohl behütet wächst Sophie Fouquet in der Obhut eines Advokaten in einem provenzalischen Dorf auf. Doch sie träumt von Paris, vom aufregenden Leben in der Stadt. Als die Adelige Cécile de Montfort sie zu ihrer Gesellschafterin wählt, ist Sophie überglücklich. Aber Cécile, gefangen in der arrangierten Ehe mit Jules de Montfort, kann ihre Lebensfreude nicht teilen. Dafür verbindet Sophie schon bald eine tiefe Seelenverwandtschaft mit Jules. Mit Jules' Freunden, dem Sekretär Pierre Lemaire und dem adeligen Geschwisterpaar Daniel und Adrienne de Vergnieux teilt sie die Begeisterung für die Ideale der neuen Zeit: Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.

Doch die Situation radikalisiert sich, und die Guillotine steht nicht mehr still. Erbarmungslos dringt die Revolution in jeden Winkel vor, und während sich auf den Straßen von Paris der Mob erhebt, spitzt sich auch im Hause Montfort die Lage zu. Die Nähe Sophies zu Jules ist Cécile nicht verborgen geblieben. Nun stehen die Eheleute endgültig auf unterschiedlichen Seiten, und bald geht es auch für sie um Leben und Tod. Denn Gewalt und Verrat liegen in der Luft ...

Ein Roman, der die dramatischen Ereignisse der Französischen Revolution aus einer ganz neuen Perspektive erzählt, mit Glossar und Zeittafel.

Mehr Information auf [www.kirsten-schuetzhofer.de](http://www.kirsten-schuetzhofer.de).

### *Die Autorin*

Kirsten Schützhofer, 1972 geboren, war als Englischlehrerin in der Erwachsenenbildung tätig, bevor sie 1999 in Leipzig den Studiengang Bibliothekswesen begann. Sie verbrachte längere Zeit am Goethe-Institut in Bordeaux sowie in Bibliotheken in Colmar und in den Archives de Paris. Heute arbeitet sie als Bibliothekarin in Rheinland-Pfalz. »Die Tochter des Advokaten« ist ihr erster Roman.

# ERSTER TEIL

*1769–1785*



## Prolog

Er hatte seine Hand unter ihren Nacken geschoben und ihren Kopf leicht angehoben, sodass er ihr ins Gesicht schauen konnte. Ihre Augen waren geschlossen. Im Schein der Laterne zeigten sich ihre dunklen Wimpern reglos. Sie war immer noch schön, trotz des farblosen Tons ihrer Haut. Genau wie ihr Mund schön war – so fein geschwungen und weich, wie er selten einen gekannt hatte – und ihre etwas kurze, gerade Nase. Da war auch noch ihr Geruch, dieser weibliche, runde Duft, der in ihrer Kleidung hing und sich mischte mit dem von Kräutern und Holzfeuer, Erde und Obst. Erst nach und nach war er ihm vertraut geworden, ebenso wie jeder Abschnitt ihrer Haut, angefangen von den rauen Händen bis hin zu ihren geheimsten Orten.

Langsam zog er die Hand unter ihrem Nacken hervor. Ihr Kopf rutschte zur Seite, heraus aus dem unmittelbaren Lichtkegel. An ihrer rechten Schläfe waren ihre langen dunklen Strähnen mit Blut und Dreck verklebt. Sehr viel Blut, das der frühe Morgen wie ein Schwamm in sich aufsaugen musste. Es erinnerte ihn an regnerische Tage, wenn der feuchte Unrat die Luft regelrecht zu verpesten schien. Der Geruch drang ein in seine bebenden Nasenflügel und setzte sich auf seiner Kleidung fest. Überall war es, dieses süßliche Aroma von Blut, gemischt mit dem nicht minder süßlichen von Parfum. Er schmeckte es auf den Lippen, der Zungenspitze und überall in seiner Mundhöhle.

Er hatte sie kommen sehen, und im tanzenden, undeutlichen Schein seiner Laterne inmitten der Obstbäume musste sie ihn

ebenfalls gesehen haben. Da war es tiefe Nacht gewesen, und auch jetzt noch hielt die Dunkelheit erbarmungslos alles umklammert, ließ da ein Feld errahnen und dort den Apfelbaum, von dem aus man schemenhaft die ersten Häuser des Dorfes erkennen konnte. Ein altes Dorf, dessen Gebäude mit dem Hügel verschmolzen, auf dem zuoberst das Schloss thronte, streng und abweisend trotz seiner großen Fensterzahl.

Sie hatte ihr bestes Kleid angezogen für die Reise, jenes aus festem braunem Stoff, mit dem er sie oft in der Kirche gesehen hatte. Um den Hals trug sie ein fast weißes Tuch, welches das Dekolleté züchtig verdecken sollte, jedoch im Sturz verrutscht war. Über dem immer noch verlockenden Ansatz ihrer Brüste hing ein kleines Kreuz.

Wie unschuldig und geradezu lächerlich einfach dieses Kleid gegen die Stoffe und Schnitte, Muster und Farben, Stickereien und geheimen Zeichen war, die er tagtäglich zu sehen bekommen hatte. Was waren gegen sie die zarten rosigen Damen auf den Festen, die er besucht hatte, mit ihrem perlenden, oberflächlichen Gelächter und ihren weißen Gesichtern über blassem Blau, Grün oder Gelb. Das Gesicht da unter ihm war trotz seiner Blässe noch immer braun von der Sonne, der es sein Leben lang ausgesetzt gewesen war. Keine Schuhe schützten die dreckverkrusteten Füße. Niemals hätte er mit ihr durch Gärten lustwandeln können, niemals scherzen, wie er es gewohnt war. Niemals war sie getrippelt. Sie war gegangen, kräftig ausgeschritten, eigensinnig und geschmeidig wie ein Tier.

Wahrscheinlich hatte sie sich nicht von den Eltern verabschiedet, vielleicht nur dem kleinen Bruder zum Abschied gewinkt, den Finger auf den Lippen, bevor sie sich den Weg über das unebene Pflaster, vorbei an den rauen Mauern und den geduckten Häusern hatte ertasten müssen. An ihrer rechten Hand – das hatte er im Moment ihrer ersten Berührung gespürt – war die Haut abgeschürft.

Er senkte den Blick erneut. Als er diesen Rock das erste Mal bewusst gesehen hatte, vor so langer Zeit, hatte er ihn einfach achtlos nach oben geschoben. An der Trockenmauer dort drüben war das gewesen, und er hatte es eilig gehabt. Dass er sie beobachtete – in der Kirche, auf dem Feld, auf dem Markt in der Stadt, wenn er an ihr vorbeigeschlendert war, um einen Apfel zu stibitzen –, musste sie da schon lange bemerkt haben. Sie wusste sehr wohl, dass er es bewunderte, dieses lange, wellige Haar und das Madonnengesicht, das es umrahmte. Er hatte sie geliebt. Vom Tag ihrer ersten Begegnung an suchte er, wann immer möglich, ihre Nähe. Irgendwann eines Abends hatte ihre Mutter ihr Haar dann mit diesem Kräutersud gewaschen, und am nächsten Tag auf dem Feld, als sie sich gerade in der Mittagshitze ausruhte, da hatte er ihr bedeutet, zu ihm zu kommen. Er hatte nicht bedacht, dass sie noch Jungfrau sein könnte. Wie so viele hier sah sie älter aus, aber eine kleine Münze half ihr über die Angst hinweg.

Zuerst hatten sie wenig gesprochen. Sie liebte seine Kleidung. Er sah es an ihren Augen, an der Art, wie ihre Finger mit den brüchigen Nägeln über die Stoffe fuhren. Nicht ihm galt ihre Faszination, es waren die Stoffe und der Duft, der ihn umschwebte und der sie immer trennte. Einmal brachte er ihr eines seiner Parfümfläschchen mit. Sie trug es seitdem stets bei sich, benutzte es aber nicht. Es passte nicht zu dem engen Raum, den sie mit ihrer Familie teilte. Es passte auch nicht zu dem staubigen Platz an der Mauer. Dieses Fläschchen passte nur in die großen Säle mit glänzenden Parkettböden, die sie sich von ihm hatte beschreiben lassen, und jetzt lag sie da, der hübsche Schädel von einem Feldstein zertrümmert.

Nach Paris wolle sie, hatte sie gesagt. Alle wollten sie in das wunderbare Drecksloch. Wenige Wochen dort, und ihr Ausschnitt wäre tiefer gerutscht, als sie es je für schicklich gehalten hätte, geschmacklos marktschreierisch die Kleidung, voller Bän-

der und Schleifen an den rechten Stellen. Vielleicht hätte sie sich irgendwann auch gegen die Mauern der Häuser stehend nehmen lassen. Was wusste sie schon. Eine Stadt wie Paris, die schluckte Leute wie sie und spuckte sie tot aus.

Wie schrill und beleidigt sich ihre Stimme angehört hatte, so irritierend gewöhnlich. Geld hatte sie verlangt, mit einem Prozess gedroht. Eigentlich lächerlich – wer würde ihr schon Gehör schenken –, aber sie hatte ihn wirklich verletzt. Langweilig war sie ihm da erschienen, wie all diese Dorfweiber mit ihren Ansprüchen und ihren hässlichen, kleinen Träumen und ihrer Gier.

Er beugte sich wieder ein Stück vor, froh, nur ihr hübsches, weiches Haar zu sehen. Es war sehr still, und über allem schwebte der intensive Geruch seines Parfums. Vermutlich war der hauchdünne Flakon an ihrem Körper zerbrochen, als er sie stieß. Warum hatte sie auch stürzen müssen? Er konnte sie nicht so liegen lassen. Er würde sie ein Stück tiefer zwischen die Bäume ziehen, bis zu dem Graben an der Trockenmauer.

Sie war schwerer, als er gedacht hatte, und doch, als es endlich geschafft war, kam sie ihm unendlich klein vor und zierlich, eine braun gekleidete, blutige Madonna. So winzig wie damals, als sie ihm zum ersten Mal vom Markt gefolgt war, mit diesem süßen Lächeln und der Neugier auf das andere. Er hatte sie wirklich nur einschüchtern wollen.

Er stand auf. Der Parfumd Duft würde verfliegen. Bis zum Morgen war es noch weit. Das Blut? Wie viele dreckige Vagabunden hatten sich in der Gegend aufgehalten? Wie viel fahrendes Volk? Offensichtlich hatte man versucht, sie zu verstecken. Möglicherweise war man dabei gestört worden.

# I. Kapitel

*Mai 1769*

Wie so oft schmeckte der frühe Morgen feucht auf den Lippen. In der Ebene hingen, ungewöhnlich dicht zu dieser Jahreszeit, die Frühnebel. Auf dem Pflaster der Gasse spielten zaghaft die ersten Sonnenstrahlen. Eine Katze hob den Kopf, reckte sich und gähnte. Das Gesicht des Bauern Chevillon, der, von Osten kommend, den Dorfplatz überquerte, war ausdruckslos. An den letzten Häusern im Schatten des Schlosses vorbei, hatte er mechanisch den Weg gewählt, der hinaus aus dem Ort hinunter in die Ebene führte; ein Weg, der von unzähligen Füßen ausgetreten war und bei Regen so glatt wurde wie der polierte Boden eines Ballsaals. Alten Bekannten gleich neigten sich die Häuser am Dorfausgang einander zu wie zwei, die sich getroffen hatten und nun in ewigem Schwatz vereint waren. In dem einen Haus befand sich – Chevillon sah es vor sich, ohne den Kopf zu heben – lediglich ganz oben ein Fenster, die restlichen Öffnungen waren, wie bei den meisten Häusern, bloß mit Brettern verschalt. Zu seiner Linken bewegte sich leise eine schmale Tür in der Mauer. Er wandte den Kopf nicht. Nur der Korb auf seinem Rücken schnitt tiefer in seine Schultern, als er nun kräftiger auszuschreiten begann.

Die Luft erwärmte sich allmählich. Sonnenstrahlen fingen sich in Tausenden winziger Tautropfen und brachten diese zum Glitzern, hüpfen über Felder und schmale Bäche und drangen schließlich durch die schmutzigen Scheiben jenes grauen Hauses am Dorfausgang, vorbei an dem wuchtigen Bücherschrank und über den Staub auf den alten Dielen hinweg, um sich endlich auf Monsieur Robert Fouquets Bett niederzulassen.

Monsieur Fouquet, vierzig Jahre alt, zog sich die Decke noch einmal über die Schultern und drehte den brummenden Schädel zur Wand. Gestern war ein langer Tag gewesen. Henri de Montfort persönlich war noch spät am Abend aufgetaucht, um sich zu erkundigen, wie weit sein Anwalt mit einigen zwischen ihm und seinem jüngeren Halbbruder seit langem strittigen Erbfragen gekommen war. Im Laufe des Abends hatte Montfort nicht nur eine Flasche von Fouquets bestem Wein geleert, sondern sich auch immer wieder neugierig umgesehen. Hätte er vorgehabt, wilde Tiere für eine Menagerie zu erwerben, sein Interesse wäre nicht größer gewesen. Er war lange geblieben. Es gab so viel mehr, wofür er sich interessierte, als die staubigen Akten, wegen derer er eigentlich gekommen war. Er hatte in Fouquets Bücherschrank gestöbert, hatte mit der Haushälterin einige Worte über Fouquets Speiseplan gewechselt und sich erkundigt, wie lange er damals in Paris gewesen sei. Sehr vorsichtig hatte Fouquet ihn immer wieder aufs Neue auf den eigentlichen Grund seines Besuches hinweisen müssen, wobei die wiederholte Erwähnung ebenjenes jüngeren Halbbruders dem ältesten Spross eines uralten Hauses eine mehr wütende Aufmerksamkeit abgerungen hatte. Was mache dieser auch ständig Schulden, fehle in keinem Bordell, zu keiner Theater- oder Opernaufführung und an keinem Spieltisch, wo doch jedem bekannt war, dass sich jüngere Söhne der Kirche oder irgendetwas Ähnlichem zu verschreiben hatten!

»Er ist immerhin Ihr Bruder«, hatte Fouquet einzulenzen versucht, doch Montfort hatte nur den Kopf geschüttelt. Eine kleine, warnende Falte war zwischen seinen Augen erschienen. »Mein *Halbbruder*«, hatte er gesagt, »ist jünger als ich, und Sie wissen selbst, was das bedeutet. Wissen Sie eigentlich, was er mit dem Geld gemacht hat, mit dem er sich eine würdige Position hätte erkaufen sollen? Er hat es verhurt und verspielt! Sie kennen diesen elenden Bettler nicht« – Montfort hatte angestrengt

gelacht – »und ich bin niemandem etwas schuldig. Ich habe niemandem Rechenschaft abzulegen, außer dem König. Verstehen Sie, Fouquet?«

»Man würde Sie für großzügig halten, sollten Sie ihm eine kleine Summe zugestehen wollen«, hatte Fouquet vorsichtig eingeworfen.

»Oder für dumm«, war Montfort blitzschnell dazwischengefahren.

»Er ist Ihr Halbbruder.«

»Und Sie sind nicht mein Beichtvater.«

Noch jetzt sah Fouquet die unwirsche Bewegung vor sich, mit der sich Monsieur de Montfort über die Stirn gefahren war.

»Wer hätte auch gedacht, dass der Alte so sentimental werden würde.«

»Sie sprechen von Ihrem Vater, Monsieur de Montfort.«

»Und Sie sprechen mit Henri de Montfort.«

Die Stimme, erinnerte sich Fouquet, war nur eine winzige Spur kälter geworden.

Mit den Worten »Setzen Sie etwas Neues auf, in Gottes Namen« war Montfort schließlich aufgestanden und einige Schritte auf und ab gelaufen, um irgendwann erneut vor dem Bücherschrank stehen zu bleiben, wie Fouquet von seinem Schreibtisch aus festgestellt hatte. Groß gewachsen, mit muskulösen Gliedern, einem schmalen Gesicht, einer geraden, etwas spitzen Nase und einem dichten schwarzen Haarschopf, hatte er seine dunklen Augen aufmerksam über die Bibliothek seines Rechtsanwalts wandern lassen, Montfort, der ausgezeichnete Reiter, Fechter, gute Jäger, der Mann, der in einem Saal voller Menschen genauso elegant aussehen konnte wie zu Pferde oder beim Verseschmieden im Kreis von Freunden. 1754, vor knapp fünfzehn Jahren, waren sie einander zum ersten Mal begegnet. Es war ein ebenso sonniger Tag wie der gestrige gewesen, als Fouquet, der junge Rechtsanwalt aus Paris, in das Lever von Mon-

sieur de Montfort geraten war, und noch heute erinnerte er sich daran, wie perplex er gewesen war, als er seinen zukünftigen Arbeitgeber im Bett vorgefunden hatte, die rechte und die linke Hand in der Maniküre, inmitten einer Schar raschelnder, flüsternder und huschender Diener.

»Lesen Sie eigentlich auch diesen Rousseau, mein kleiner Fouquet«, hatte Montfort gestern, noch vor dem Bücherschrank stehend, gefragt, und er hatte, spitzer als gewollt, entgegnet: »Ist er nicht verwerflich?«

Fouquet konnte es einfach nicht ausstehen, auf seine geringe Größe angesprochen zu werden. Unter Montforts beobachtendem Blick hatte er die Feder langsam beiseite gelegt. »Sie müssen natürlich überlegen, wie viel Geld Sie zu geben gewillt wären, Monsieur de Montfort.«

»Ja, natürlich.« Ein abwesendes Runzeln der Augenbrauen, dann hatte Montfort seine Reitpeitsche vom Tisch genommen. »Es war gut, einmal wieder mit Ihnen gesprochen zu haben, Fouquet.«

Ohne die Antwort seines Gegenübers abzuwarten, war er die knarrende Treppe hinuntergeeilt. Fouquet war ans Fenster getreten, hatte beobachtet, wie der Diener seinem Herrn den Steigbügel hielt und dieser davonsprengte. War dahinten schon das Grau des Morgens zu sehen gewesen? Er hatte sich zögernd umgedreht und den letzten Schluck Wein aus Montforts Glas genommen, bevor er vorsichtig den *Contrat Social* hinter den Gartenbüchern hervorgeholt, sich in seinen himmelblauen Lieblingssessel hatte sinken lassen und die Beine angezogen hatte.

Fouquet setzte sich in seinem Bett auf und gähnte. Vergessen lag da der Rousseau von gestern. Kurz schüttelte er den Kopf über so viel Nachlässigkeit, kratzte sich ausgiebig, fuhr mit der Zungenspitze an den rauen Unebenheiten seiner Zähne entlang und

hob endlich die Arme über den Kopf, um sich zu strecken. War heute Montag? Er gähnte erneut. Von unten war das Klappern von Töpfen zu hören, dann Schritte, wieder Klappern. Dienstag? Wie spät war es? Er wandte den Kopf, doch im Halbschatten waren die Zeiger der Uhr nur schwer zu erkennen. Außerdem brauchte er inzwischen dringend eine Brille. Unten schlug Metall auf Metall. Jemand fluchte. Fouquet schnupperte. Ob seine Haushälterin ihm heute Kaffee gönnen würde? Er versuchte, die Düfte zu ergründen, die von unten heraufdrangen, während er vorsichtig beide Füße gleichzeitig auf den staubigen Boden setzte.

Hier musste dringend einmal geputzt werden. Wahrscheinlich hatten Monsieurs Stiefel Dreck hinterlassen. Fouquets Blick streifte den Schreibtisch, auf dem sich von gestern noch die Akten türmten. Vom ersten eigenen Geld gekauft und mit seinen Einlegearbeiten, Rocailles und Ranken zu prächtig für dieses Zimmer, aber er hatte dem günstigen Angebot seinerzeit nicht widerstehen können. Er mochte zwar die dunklen Strümpfe derjenigen tragen, die meist zu Fuß gingen, wenige Kleidungsstücke besaßen und diese nur selten zum Reinigen geben konnten, aber er hatte seinen Schreibtisch. Sonst war der Raum karg möbliert: ein Bett, tagsüber von einem Leinenvorhang verdeckt, ein Bücherschrank, der Sessel, überall verteilt Papiere und Akten. Das Haus war eigentlich zu klein, und doch liebte er es mit einer Inbrunst, die man vielleicht nur dem ersten eigenen Zuhause entgegenbringen konnte. Unten ging die Haustür auf. Fast im gleichen Moment konnte er die ungewöhnlich aufgeregte Stimme seiner Haushälterin hören: »Jesus, Maria und Josef!«

Mit einer ungeschickten Bewegung setzte Fouquet die Perücke auf sein schon etwas schütteres Haar und schlüpfte in seinen neuen Morgenmantel. Er war stolz auf das Stück – grün mit silbernen Stickereien, voller Blumenranken, durchsetzt von zarten Blüten, das Gewebe so fein, dass man kaum die Struktur der

einzelnen Fäden erkennen konnte. Letzte Woche war es endlich aus Paris geliefert worden. Das Warten hatte sich gelohnt, auch wenn er wohl einige Akten mehr dafür würde studieren müssen.

»Monsieur!«

Von unten stampfte die Haushälterin die schmale Treppe herauf.

Er griff nach dem Rousseau. »Ich komme, Jeanne.«

»Monsieur!«

»Ja, Jeanne!«

Doch Jeanne, diese kleine, rundliche grauhaarige Frau, der ruhende Pol seines Häuschens, so lange er zurückdenken konnte, war längst, ohne noch einmal anzuklopfen und mit hochrotem Gesicht, ins Zimmer gestürmt. Ich habe ein ruhiges Wesen, hatte sie ihm gesagt, damals, als sie sich vorgestellt hatte. Ich weiß, man sagt uns Leuten aus dem Süden etwas anderes nach, aber ich habe ein ruhiges Wesen. Sie kannte ihr Alter nicht. Vielleicht war sie fünfzig, vielleicht vierzig, vielleicht auch etwas jünger. Heute trug sie ein Bündel im Arm, das aus Leibeskräften schrie und das sie Fouquet mit vorwurfsvollem Gesichtsausdruck in den Arm drückte, sodass der seinen Rousseau fallen ließ.

»Schämen Sie sich, Monsieur!«

»Jeanne!«

»Einen Bastard in die Welt zu setzen. Ausgerechnet Sie! Ein armes Mädchen ins Unglück zu stürzen.« Sie blitzte ihn an. Das Provenzalische in ihrem Tonfall kam heute deutlicher hervor als gewöhnlich. Zaghaft, aber bereit zum Widerstand, streckte er den Kopf vor. »Jeanne, ich habe ...« Er schaute auf das Kind in seinen Armen, das nun mit seinem Gebrüll aufgehört hatte und ihn nur noch leicht schniefend fixierte. Wie selbstverständlich beförderte er es zurück in Jeannes Arme. »Das ist nicht meines.«

»Nicht Ihres? Pfui, Monsieur! Welchen anderen Grund hätte die arme Mutter denn, es hier abzulegen, als dass Sie sie ins Unglück gestürzt haben!« Und da hatte sie das Kind auch schon

wieder in seine Arme gelegt. »Ich schäme mich für Sie, Monsieur.«

»Jeanne«, das Kind bewegte sich wieder unruhiger, »glaub mir ...« Ein Faden Spucke rann über das winzige Kinn des Säuglings. »Jeanne, hör mich an, du kennst mich. Wann hätte ich denn ... Oh!« Mit einem leisen Glucksen hatte sich der Säugling auf seinen Morgenmantel übergeben. Die Haushälterin verschränkte die Arme vor der Brust. »Ist es Ihres?«

»Nein!« Er warf einen nervösen Blick auf das winzige Gesicht. »Das kann nicht meines sein! Bitte, Jeanne, diese Flecken ...«

Das Kind begann zu schreien. Jeanne hielt ihre Arme immer noch verschränkt. »Wem gehört dieses Kind?«

»Was weiß ich!« Fouquets Blick strich schmerzlich über das feine Gewebe, welches das Kleine nun mit einer seiner winzigen Fäuste gepackt hatte. »Jetzt ist es Ihr Kind«, erwiderte Jeanne ruhig, »Sie werden sich darum kümmern müssen.«

»Ich kümmere mich ja darum.«

»Es ist also Ihr Kind.«

»Ja ... Nein! Ich weiß nicht!« Er hielt ihr den Säugling hin, und sie nahm ihn wieder, lagerte ihn in ihrer Armbeuge, summte ihm beruhigend ins Ohr, und er konnte sich endlich darauf konzentrieren, den Fleck von seinem Morgenmantel zu reiben. Dann unterbrach ihn Jeanne erneut. »Wie werden Sie das Kleine nennen, Monsieur?«

»Wen?«

»Das Kind.«

»Ich ...« Fouquet stockte. Eine große, blond gelockte Gestalt war unter der Zimmertür erschienen. »Ach du meine Güte, Monsieur de Montfort.«

»Monsieur Fouquet. Störe ich?« Ein verschmitztes Lächeln umspielte den feinen Mund seines Gastes. Blaue Augen musterten den Raum unschuldig und wissend zugleich.

»Natürlich nicht.« Fouquet versuchte, Morgenmantel und Nachthemd über die Blöße seiner linken Schulter zu zupfen, während sich der jüngere Monsieur de Montfort mit einem breiten Lächeln über das Kind beugte. Jeanne schnaubte leise. Fouquet sah sich unruhig um. Gute Güte, wie sah das hier aus? Die Pantoffeln unter dem ungemachten Bett, die Perücke, die im Eifer des Gefechts in seinen Nacken gerutscht war, sich dort verfangen hatte und dann auf dem staubigen Boden gelandet war. »Möchten Sie etwas trinken, Monsieur de Montfort?«

»Eine Schokolade vielleicht.«

»Wir haben keine Schokolade«, fuhr Jeanne dazwischen. Wie festgenagelt war sie seit dem Eintreffen Jean-Marie de Montforts an ihrem Platz stehen geblieben und betrachtete ihn mit offensichtlicher Missbilligung.

»Wenn Sie etwas anderes ...«, beeilte sich Fouquet zu sagen.

»Nein, danke.« Mit einem Finger berührte Jean-Marie die Wange des Säuglings. »Ich bin ohnehin auf dem Weg ins Bett.«

Jeanne öffnete den Mund erneut.

»Monsieur Henri de Montfort war übrigens gestern hier«, informierte Fouquet seinen Gast eilig, bevor seine Haushälterin noch auf die Idee kam, dem knapp Neunzehnjährigen die Leviten zu lesen.

»Ich weiß.« Jean-Marie wandte sich wieder dem Kind zu. »Wie entzückend! Ihres?«

»Meines? Nein, ich glaube nicht, aber ich werde mich um es kümmern.« Fouquets Stimme wurde gegen Ende des Satzes viel zu laut.

Ein jungenhaftes Lachen blitzte über Jean-Maries Gesicht. »So etwas Niedliches verdient eine Chance, nicht wahr?«

»Seit wann, äh, sind Sie zurück?«

»Seit heute ...« Jean-Marie blies die Wangen auf und stieß die Luft dann prustend aus. »Die Familie fuhr voraus – Sie haben sie sicher gesehen –, ich blieb noch ein paar Tage in Nîmes.«

Fouquet nickte bedächtig. Ja, er hatte die Ankunft der Familie Montfort beobachtet, so, wie alle anderen auch, die am Wegesrand innegehalten hatten, als sich die Kutschen in einer Wolke aus Staub näherten. Die Lakaien in ihren prächtigen rosenholzfarbenen Livreen mit den silbernen Verzierungen hatten ernst geschaut, die Kutscher dramatisch die Peitschen geschwungen. Von der Familie war niemand zu sehen gewesen, aber sie hatten alle gewusst, dass nun der Sommer vor der Tür stand. Die Montforts waren aus Paris zurück. Fouquet zog den Morgenmantel enger über der Brust zusammen. Das Kind war in Jeannes Armen eingeschlafen, die sich gerade anschickte, die Treppe hinunterzugehen.

Jean-Marie sah ihr amüsiert hinterher. »Eine strenge Frau.« Er lächelte Fouquet an.

»Ja, meine Haushälterin hat ihre Prinzipien.« Fouquet musterte seinen Gast, der sich nun im Sessel niedergelassen hatte, elegant ein Bein über das andere schlug und leicht wippend seine Reitstiefel präsentierte. Der Stoff seiner fast schon unanständig engen Kniehose changierte faszinierend in verschiedenen Grautönen.

»Londoner Rauch nennt man das, glaube ich. Die Hose ist übrigens *à la bavaroise*«, bemerkte er in Fouquets andächtige Betrachtung hinein, lüpfte die grün-silbern gestreifte Weste und präsentierte den herunterklappbaren Latz, bevor er mit einem Grinsen seine weißen Musselinmanschetten zurechtschüttelte.

Fouquet schwieg. Wer Zeit hatte, würde in den nächsten Tagen sicher einen Blick auf die zum Washtag ausgestellte Kleidung der Montforts erhaschen wollen. Man würde sie bestaunen, die Stoffe und Verzierungen bewundern.

»Wie war Paris, Monsieur de Montfort?«

»Wunderbar!« Jean-Marie strahlte. »Jetzt müssen Sie mir aber verraten, wie ich den Sommer hier überstehen soll!« Mit dem ganzen Abscheu eines unbeschwerten jungen Mannes schüttelte

er den Kopf. »Hier gibt es nichts, Fouquet, keine Cafés, keine Mädchen, nicht einmal Buchläden!«

»Mädchen gibt es, Monsieur de Montfort.«

»Alles Eselinnen! Haben Sie einmal versucht, mit einer zu sprechen? Paris dagegen! Cafés! Theater! Immer etwas Neues! Hier gibt es nur Esel, Ziegen, Staub, Hitze, den Mistral und ab und zu einen verirrten Reisenden. Ich habe Paris geatmet«, er schlug sich gegen die Brust, »und nun kann ich nicht mehr davon lassen!«

Fouquet lachte. Der Enthusiasmus des Jungen war durchaus ansteckend. Er mochte seinen Überschwang, wenn er auch gleichzeitig seine Wankelmütigkeit fürchtete. »Ich erinnere mich an Paris als einen Ort voller Schmutz und Gestank«, entgegnete er dann. »Ich erinnere mich an einen Mann an einer Zollschranke, der in weißen Strümpfen einen fabelhaften Tanz des Kotes aufführte, ein Vorgang übrigens, der erstaunlichsten Rituale ferner Welten würdig, dazu Lärm, Geschrei – kein Auge konnte man nachts zutun.«

»*Ma foi*, Fouquet, wer will in Paris schon schlafen? Wann waren Sie das letzte Mal dort?«

»Das ist lange her.« Fouquet war an dem kleinen Fenster stehen geblieben und schaute nach draußen. Die Dielen unter seinen Füßen knarrten, wenn er sich bewegte. Am Haus gegenüber verschränkte eine Heiligenfigur die Arme über einem Kreuz und starrte ihn aus runden Augen an. Das Pflaster der Gasse glänzte in der Sonne. Vor dem Haus tänzelte Monsieur de Montforts Rotfuchs unruhig hin und her. Er konnte die Kruppe des Pferdes sehen, und jetzt nahm er auch den Geruch wahr, der an Montforts Kleidern hing, die Mischung aus Parfum, Tabak und Pferd. »Es werden an die neun Jahre sein.«

»*Grand Dieu!*« Jean-Maries Stimme vibrierte vor Ungläubigkeit. »Und Sie hatten nie das Bedürfnis ...«

»Nie.«

»Sie wollen sagen, Paris reizt Sie nicht mehr?«

Fouquet suchte erneut den Blick des Heiligen. Wovor er wohl die Bewohner dieses Hauses, massiv aus Feldsteinen aufgemauert, schützte? Für einen Moment verlor er jegliches Zeitgefühl. Als er sich umdrehte, war Jean-Marie gerade in der Betrachtung seiner Reitstiefel versunken.

»Ich wollte mich davon losmachen, Monsieur de Montfort, so, wie man sich von einer alten Liebe befreit, indem man ihr ehrlich ins Angesicht blickt.« Fouquet verstummte. Er war durch die Miasmen dieser Stadt gewandert, durch ihre Gerüche, durch das pulsierende Leben, durch die Ausdünstungen der Körper hunderttausender Bewohner und ihrer Fäkalien. Er hatte Parfum gerochen, Pomade und Puder, fauliges Fleisch, Fisch und die modernden Leichen in den Kirchen, deren Gestank die Lebenden ohnmächtig werden ließ, den ganzen Brodem einer ausufernden, gierigen Stadt. »Tagelang war ich unterwegs. Ich habe mich über den Pont-Neuf gedrängt. Ich bin im Palais-Royal bestohlen worden. Ich habe die Abenteuerlustigen und die Huren in den Tuileries gesehen. Ich bin in die tiefsten, schlammigen Gedärme dieser Stadt eingedrungen«, Fouquet bemerkte, wie sein Gegenüber wohligh schauderte, »und sie stank wie ein Höllenloch. Hier, in dieser Gegend, habe ich zum ersten Mal die vielfältigen Gerüche der Natur kennen gelernt: den Thymian, den Rosmarin, den Salbei, Jasmin, die Akazie ...«

Jean-Marie hob den Kopf. »Wozu, wenn es Parfums gibt?«

»Weil der Natur nichts gleichkommt!« Unter Jean-Maries prüfendem Blick wurde es Fouquet warm. Das grobe Nachthemd kratzte. Schweiß rann von seinen Achselhöhlen den Körper hinab, doch er bemühte sich, den Blicken seines Gegenübers standzuhalten.

Der lachte schließlich. »Der Natur kommt nichts gleich? Der gute Henri, mein lieber Halbbruder sagt immer, so sehr man die Natur liebe, so müsse sie doch stetig verbessert werden. Er ist

wirklich kein Anhänger dieser Philosophen. Frauen, die in aller Öffentlichkeit stillen, findet er unschicklich.« Jean-Marie zupfte erneut an seinen Manschetten, dann sah er wieder auf. »Aber, ach, die Mädchen in Paris!« Er lächelte sein Gegenüber unschuldig an. »Besonders jene, die nach dem Theater warten, manche still, manche lebhaft. *Venez-et-voir* trippeln ihre Füßchen. Kommen Sie mit mir, Monsieur, wispern ihre Stimmen. Die meisten kommen aus den Provinzen, sagt man, und manchmal«, das Lächeln wandelte sich zu einem Grinsen, »hört man es. Hier ein Eselchen weniger, dort eine Hure mehr. Waren Sie einmal an einem solchen Ort, Fouquet?«

»Nein.«

»Manche der Mädchen sind recht hübsch.« Jean-Marie überlegte. »Vielleicht verstärkt aber auch das durchsichtige Gewand, die Schminke und der Schimmer der Lichter diesen Eindruck. Die Gesundheit ...«

Fouquet räusperte sich. »Ich würde jedem davon abraten, solche Orte aufzusuchen.« Das Nachthemd kratzte immer noch.

Jean-Marie runzelte die Stirn. »Es hieß, die Mädchen würden von Ärzten untersucht.«

»Was sagt Monsieur de Montfort dazu?«

Jean-Marie lachte. »Henri ist entsetzt. Die Kosten, wissen Sie ...«

Sie schwiegen.

»Sind Sie auf Wunsch Monsieur de Montforts hier?«, fragte Fouquet dann.

Jean-Marie zuckte die Schultern. »Sein Wunsch hat mir Befehl zu sein, wie Sie wissen. Des Sommers ziehen wir Vornehmen uns vier bis fünf Monate auf unsere Landhäuser zurück ... Ist die Weinlese endlich vorbei, strömen wir zurück zum Mittelpunkt der Welt.« Er schnalzte mit der Zunge. »Sie werden mir wohl nicht sagen wollen, was Sie gestern mit ihm besprochen haben?«, fragte er und sprang auf. »Nein, natürlich nicht«, be-



Verlagsgruppe Random House  
FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *München Super*  
für Taschenbücher aus dem Diana Verlag  
liefert Mochenwangen Papier.

Taschenbucherstausgabe 12/2006

Copyright © 2004, 2006 by Kirsten Schützhofer

Copyright © dieser Ausgabe 2006 by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration | akg-images|Erich Lessing

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
München-Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN-10: 3-453-35109-6

ISBN-13: 978-3-453-35109-7

<http://www.diana-verlag.de>



Kirsten Schützhofer

**Die Tochter des Advokaten**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35109-7

Diana

Erscheinungstermin: November 2006

Intrigen, Spannung, Leidenschaft

Als Tochter des Advokaten wächst das Findelkind Sophie Fouquet behütet in der Provence auf. Doch Sophie träumt von Paris. Ohne zu zögern folgt sie der Adelligen Cécile de Montfort als Gesellschafterin in die Stadt. Schon bald verbindet sie mit Céciles Ehemann Jules mehr als nur Freundschaft. Doch die Nähe Sophies zu Jules bleibt Cécile nicht verborgen. Aus Rache schlägt sie sich auf die Seite der Royalisten, während Jules und seine Freunde für die Ideen der Revolution eintreten.

Paris um 1789: Gefahr und Verrat liegen in der Luft, aus Freunden werden Feinde – und die großen Ideale der Revolution drohen an der Realität zu zerbrechen. Wird es Sophie und Jules in diesen Zeiten gelingen, ihre Liebe zu leben?

Ein historischer Roman voller Abenteuer und Dramatik, temporeich und spannend bis zur letzten Seite. Mit Glossar und Zeittafel.



[Der Titel im Katalog](#)